

SPIEGELEINERSCHE

Nr. 48

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1902

Unter der Linde.

Novelle von Wilhelm Jensen.

Im Sommer des Jahres 1849 schleppte sich ein junger Mann mühsam durch dunkle Bergwälder. Sein rechter Arm hing kraftlos herab, denn er trug eine Kugel drin, die ihn bei einem nachmittägigen Gefecht im Gebirge getroffen und bewußtlos zu Boden geworfen. Als er zu sich kam, lag die Nacht um ihn, Stille und Leere, nur Eulen schrien im Tannendunkel. Seine Gefährten waren gefallen oder versprengt, die Sieger hatten auch ihn unbeachtet als tot liegen lassen. Doch er kehrte noch in's Leben zurück, und mit der Wiedererlangung der Besinnung verband sich ihm die klare Erkenntniß, die Sache, für die er sein Leben eingesetzt, sei hoffnungslos, von Übermacht erdrückt. Dies Gefühl hatte er schon in den letzten Tagen in sich getragen, und lieber hätte er der Kugel sein Herz geboten.

Aber es schlug, und er atmete, und jetzt sträubte sich doch seine Jugend gegen den Tod, mehr noch gegen Schlimmeres, das ihm drohen konnte, ein verschmachtendes Weiterleben hinter düsteren Mauern mit eisenvergittertem Fenster. Mechanisch that er die Schärpe, Schwertgurt und Hut des Freischärlers von sich ab, hob sich schwankend auf die Füße. Ohnmacht wollte ihn wieder anwandeln, doch seine junge Kraft ward ihrer Herr. So schritt er durch's Dunkel davon, wolfsonlos lag das Himmelsdach über ihm, und die Sternbilder deuteten ihm die Richtung nach Süden. Dorthin mußte er sich wenden, auf kürzestem Wege über die deutsche Grenze fortzulaufen.

Nun war er Flüchtlings, genötigt, offene Straßen und Ortschaften zu meiden, unbegangene Bergpfade des südlichen Schwarzwaldes zu suchen. Während des Tageslichts nutzte er sich mehrmals lange Stunden hindurch verborgen halten, konnte sich erst nach dem Einfall der Nacht weiter wagen. Nur in einsamen Berggehöften kehrte er zur Stellung des Hungers ein; die Leute drin nahmen ihn willig auf, sorgten für seine Bedürfnisse. Sie wußten wenig von der draußen um ihre Abgeschiedenheit liegenden Welt, hatten zumeist kaum von den Vorgängen des letzten Jahres gehört; was sich dort zutrug, ging ihr Leben nicht an, für sie blieb es gleich, welcherlei Regiment drunter im Lande bestand. Vielleicht mußten da und dort einige, welche Bewandtniß es mit dem vorsichtig bei ihnen Einkehrenden auf sich haben möge, doch sie fragten ihn nicht drum, und es hielt sie nicht ab, ihm Beistand zu leisten. Außerdem kam er nicht als Bettler, sondern bezahlte das, wonach er begehrte. Er besaß keinen Reichtum, doch so viel, um für geraume Zeit nicht in Not zu gerathen; vor einem

Jahre hatte er sein Examen als Philologe glänzend bestanden, sein Name war Albin Hartlaub. Man sah ihm an, er gehörte nicht zur großen Zahl der jung Vertrauten seiner wissenschaftlichen Kommilitonen; in seinen Bildern, seinem Gesammtwesen lag etwas Poetisches, aus den hellen Augen leuchtete Begeisterungsfähiges. Das hatte ihn fortgerissen, vielleicht besserer Verstandeseinsicht entgegen, für eine ideale Vorstellung mit zu den Waffen zu greifen. Sie waren nur ein Kinderspielzeug gewesen und gleich solchem zerbrochen; in einem der Gehöfte legte er nun auch seine verdachterregende Freischärlerbundse ab, kaufte sich dafür einen abgetragenen einfachen Bauernkittel. So machte er aus der Entfernung den Eindruck eines wandernden jungen Fuhrmannes, doch in der Nähe stand sein Aussehen nicht mit der ländlichen Tracht im Einklang.

Allmälig brach, trotz dem Untergang der Sache, für die er gestritten, und der Lähmung seines Armes doch ein jugendlicher Frohnuth wieder in ihm auf. Es lag ein Stück alter Lebensromantik in seiner unirrenden Wanderung, und das Bewußtsein des Abhängens seiner Rettung nur von der eignen Achtsamkeit erfüllte ihn mit einem Mut- und Kraftgefühl. Daß er ein von spürender Mente verfolgtes, umstilles Wild sei, war zweifellos; er hatte kein Königreich erringen gewollt und verloren, doch als Menschenkind glich er gegenwärtig dem letzten Stuart nach der Schlacht bei Culloden, von dem ein Lied, daß er einmal deutsch nachzubüchten gesucht, sprach: „O Charlie, my darling!“ Das rief er sich in's Gedächtniß, sang's in der weiten Einsamkeit des Bergwaldes immer laut vor sich hinans. Dann schwand plötzlich vor ihm das Tannendunkel, der Pfad hatte ihn eine langgestreckte Althöhe des Gebirges hinaufgeführt, und dessen letzte war's gewesen. Unter ihm dachte sich's zur Fläche ab, über der im Süden, zu weitem Halbbogen gestreckt, riesenhaft am Horizont die Pyramiden, Zacken, Gleisber und Schneehörner der Alpen aufstiegen. Ein wunderbarer Anblick mußte es für jedes Auge sein, doch war's in noch erhöhtem Maße für das des jungen Flüchtlings. Dort unter den leuchtenden Hochgipfeln lag die Rettung, die Freiheit, schon weit vor ihnen, viel näher noch, gleich drüber, jenseits des sonnenpiegelnden Wasserbandes, das im Vorberggrund der Rhein durch das grüne, lachende Gefilde zog. Albin blickte nach einem kreisenden Bussard empor; siehe der ihm nur für Minuten seine Flügel, so wäre er hinüber. Doch, seine Lustbahnen weiter dehnend, zog der Vogel wie zum Spott hochschwebend über die schimmernde Wasserbreite dahin.

Nun galt's, die Vorsicht zu erhöhen, denn un-

fraglich ward die Flußgrenze bei Tag und im Nachtdunkel scharf bewacht, und ein mißlingender Versuch, hinüberzukommen, war das Verderben. Dem aber wollte er jetzt entrinnen, die letzten Tage hatten den unjugendlichen Daseinsüberdruß von ihm genommen. Er ließ nichts, an dem sein Herz hing, hinter sich zurück, keine Eltern mehr, keine Geschwister, nur einige Freunde, deren Leidtragung über seinen Verlust die Zeit bald beschwichtigen würde. So lag ihm keine Pflicht ob und trachtete er nicht darnach, sich für Andere zu retten, aber die weißen Glanzberge blühten ihm so wundersam an, als hielten sie noch etwas geheimnisvoll Schönes für ihn aufbewahrt. Dem floß die eilige Blutwelle in ihm entgegen, und sehnsüchtig für sich selbst verlangte er noch zu leben.

Jetzt auf den Straßen des flachen Landes durfte er sich nicht mehr getrauen, seinen Weg bei Tage fortzusetzen, that's nur in Nachtstunden. Ein Zufall bestätigte ihm seine Voraussicht, ein irgendwo auf der Straße fortgeworfenes Zeitungsblatt, das der Wind an einen Waldbrand hingetragen. Kurze Mittheilung stand darauf, man habe abwärts am Rhein zwischen Schaffhausen und Basel eine Anzahl von Freischärlern, die in die Schweiz zu entkommen gesucht, ergreift und gefesselt; eine zweite Nachricht sprach von der standrechtlichen Erschiebung Anderer in Nastatt. Nur die Thatsachen waren verzeichnet, kein weiteres Wort davon geknüpft. Man fühlte zwischen den Lettern einen gewitterschwülen und schweren Druck dumpfer Schreckbetäubung über Land und Bevölkerung lasten.

Diese Meldungen ließen Albin von dem zunächst Verlockenden absiehen, am Hohen Randen das über den Rhein vorspringende Gebiet des Kantons Schaffhausen zu gewinnen; vermutlich wurde gerade dort, an der scheinbar leichter zu überschreitenden Grenze, mit besonderer Wachsamkeit auf Flüchtlinge gefahndet. So bog er vorsichtig an dem ihm nah' verführerisch wirkenden Schweizergebiet vorüber nach Nordosten um und den Regeln des Hegaus zu, dann östlich weiter. Da dehnte der Bodensee seine weite Spiegelfläche aus, gebot ihm Halt.

Er mußte einen Entschluß fassen; seit dem letzten Tage schon hatte ihn mehrfach die Empfindung angerührt, daß er da und dort Verdacht erregt habe, von nachgerückten Augen beobachtet worden sei. Hier herrschte nicht mehr die politische Unwissenheit und weltabgeschiedene Treuherzigkeit der Bewohner des hohen Schwarzwaldes; Rundschafter, Leute, die durch Angeberei eine ausgesetzte Belohnung zu erzielen trachteten, waren zu fürchten. Das Verborgenbleiben tagsüber ward schwierig, der gefahr-

lose Einkauf von Nahrungsmitteln kaum mehr möglich. Längeres Zögern erschien als sicheres Verderben, fühltes Wagner der einzige übrige Ausweg. In einem Wirtschaftsstek wog er seine Entscheidung ab, brach, wie die Dämmerung heraufkam, auf und wandte sich zum ersten Mal einer hart an der Grenze gelegenen Stadt zu.

Dunkel war's geworden, als er in ihr eintraf, schaukelnd über den engen Gassen hängende Laternen brannten. Wildfreund in der Stadt und von Hunger erschöpft, fühlte er die Notwendigkeit, eß' er in später, stiller Nacht den rettenden Weg suchte, Nahrung zu sich nehmen; nach mehrfachem Schwanken zwischen verschiedenen Wirtschaften trat er in eine, ihm am unscheinbarsten aussehende ein, setzte sich in eine dunkle Ecke der Gaststube und bestellte bei der heran kommenden jungen Aufwärterin eine Abendkost. Sie ging, nur wenige Gäste sonst besaßen sich anwesend; die Kellnerin kehrte mit einem Trunk zurück und einer Kerze, die sie vor ihn auf den Tisch stellte. Er lagte kurz, sie möge das Licht wieder fortnehmen, es sei unnötig und blende ihm seine von der Tageshitze schmerzhaften Augen. Doch sie that's nicht, sondern sah ihn unverzerrbar mit Wohlgefallen an, dazu verwundert auf seinen häutigen Kittel und sagte halb lächelnd: „Sie sind doch kein Fuhrmann.“ Das ließ ihn unbedacht vorschnell handeln, sich aufrichten und die Kerze ausblasen. Dabei aber ward sein Gesicht hell angestrahlt, die Aufmerksamkeit der Lebägen in der Stube war auf ihn gelenkt worden, eine Stimme wiederholte: „Nein, das ist kein Fuhrmann,“ und eine andere fügte nach: „Das ist wohl Euer, der über die Grenze will.“ Der Sprecher stand dazu auf, sein Gesichtsausdruck war alles eher, als Vertrauen erweidend, Gewangier summerte ihm aus den Augen. Instinctiv sprang Albin vom Stk., die Stube zu verlassen, und der Thür näher, gelang's ihm, diese vor dem Anderen zu erreichen. Aber eilige Fügsamkeit und Rüfe schossen ihm auf die Straße nach, er ward verfolgt und lief ziellos durch die unbekannten Gassen. Die Grenze konnte nicht mehr sein sein, doch er wußte die Richtung nach ihr nicht.

Er war behend und hatte Vorsprung, indeß seine Verfolger mehrrten sich, ihr Geschrei flog ihm voraus: „Seid Außländer! Ein Freischärl! Halte ihn! Ein Preis steht auf seinem Kopf!“ So fühlte er, daß kein Entrinnen möglich sei, Stimmen vor ihm ließen erkennen, man bereite sich, ihn aufzufangen. Unter einer feindlosen Mauer entlang eilend, traf er gegen eine dunkle Gestalt, die offenbar die Rufe gehört und mit der Hand nach seiner griff, ihn fest zu halten. Ob auch hochmungslos, rühte er sich noch einmal frei zu machen, doch gebraupt schlug ihm eine weibliche Stimme an's Ohr: „Seid Ihr ein Freischärl?“ Zugleich unterdrückt aus sein Blick auf Frauenkleidung, und er verjekte aufhimmels: „Ja, Mädchen — was willst Du sie verfolgen mich?“ Ihre Finger schlossen sich fester um seine Hand, sie rieß leise aus: „Kommt!“ und zog ihn hastig in eine, ihnen unerreichbar zur Rechten befindliche schwarze Lehnmühle hinein.

Gest mit der Scheißigkeit eines Gedankens ging es vor. Er hörte leicht lärmend einen schweren Siegel klischen, dann durch eine dicke Wandung hallendes Gejöse. Um ein paar Augenblicke später trafen von beiden Seiten seine Verfolger zusammen, und ihre lauten Rufe tönten dazwischen: „Wo ist er geblich? Er kann nicht in die Erde frieren...“

Es ward gerätselt. „Die Thür ist geschlossen. — Sicherlich seit Teufelwerden. — Er war über die Mauer hin. — Da ist ein Jäger, d'ran geht's.“

Sa einem tödlich summern, fühlte schmerzenden Raum preisab, vernahm Albin Hartlaub das Gespräch. Im ersten Augenblick war's ihm gewesen, als könnte ja nichts hier ein jämmerlich im Dunkel verbreiterter Schädelknochen dem Dämon hören, aber nur die Erregung seiner Sinne mochte es ihm vorgetäuscht haben. Das Herz hämmerte an seine Brustwandlung; was eigentlich geschehen sei, sah ihn noch nicht zum Verständnis. Halb bewußtlos stand er in der kleinen Höhlung; ihm war's,

als ob er, im Balde schlafend, geträumt habe, daß er verfolgt, von einer Hand gesucht und fortgezogen werde. Nun war er aufgewacht und befand sich in nächtiger Waldesähnlichkeit allein, ein Schauer überfeg ihm den Rücken.

Doch da kam warm die Hand zurück, die aus der seinen verschwunden, fasste diese wieder, und eine flüsternde Stimme flang: „Ich habe meine Laterne ausgelöscht, mit der ich mir sonst hinausleuchte, damit sie von draußen keinen Schein sehen. Aber ich brauche sie nicht, hastet meine Hand, ich führe Euch, daß Ihr gegen nichts austößt.“

Einige Dutzende von Schritten ging's über hallenden Steinböden, dann tönte die Stimme wieder: „Hier sängt die Treppe an und muß ich Euch loslassen, weil ich sonst das Bier für den Vater verglüttete. Halte Euch links am Seil und geht langsam, Ihr werdet's nicht gewohnt sein.“

Eigenthümlich war's; in einem engen Steigenhaus, dessen Wände zu beiden Seiten die Arme streiften, ging es steinerne, ausgeschürzte, steile und kurze Stufen hinauf. Doch Albin dachte kaum über das Absonderliche des Gebäudes, in dem er sich befand. Er folgte seiner vor ihm aufsteigenden Führerin, die er nicht sah; auch ihren leichten Fußtritt vernahm er nur bei'm Aufhalten, doch ein leises Geräusch ihres die Wand berührenden Kleides sagte, sie sei da. Es konnte nicht Zweifel sein, sie hatte ihn vor der sicheren Niederstürzung draußen gerettet, brachte ihn irgendwohin, ihm weiter behilflich zu sein; warum, ließ sich nicht begreifen, denn er war ihr wildfreund. Aber sein Herz klopfte ihr warmen Dauf, und ein Verlangen ward in ihm wach, sie mit den Augen sehen zu können. Daneben hatte er ein sonderbares Gefühl, ihr frä's an der Hand, die sie d'runters eine Zeitlang gehalten und am Beginn der Treppe losgelassen.

Diese hob sich in enger Windung weiter und weiter, allmälig befremdete ihn doch ihre Höhe. Er mußte schon mehr als hundert Stufen gestiegen sein; ihm zur Rechten that sich einmal eine schwale, scheibenlose Fensteröffnung auf, dadurch sah er blühende Sterne, und als nochmals eine gleiche kam, lag tiefer ihm ein Lichtergestimme der Stadt. Nunmehr ging es noch aufwärts; zuletzt stand er im Begriff, eine Treppe zu thun, wo er sei. Doch grad' wie er die Lippen öffnen wollte, schlug über ihm durch die lantlose Finsterniß, ihn beinah betäubend gleich einem wirksamen Schlag, ein machtvoll donnernder Ton auf seinem Kopf nieder. Ein haars Augenblick überkam's ihn mit Sannesverworrenheit, dann hörte er durch den lang anhummenden Klang die Stimme seiner Führerin: „So, nun sind wir oben, Ihr werdet müde sein.“

Gleichzeitig blinkte ein Lichtschein auf, gegen den er ihren Schattenwurf wahrnahm. Ihn besiel's plötzlich mit einer wunderlichen Empfindung, daß er lieber noch weiter im Dunkel hinter ihr aufgestiegen wäre; die Überzeugung kam ihm auf einmal, wenn er ihr Gesicht sehe, müsse es häßlich und alt sein. Sie hatte eine Thür geöffnet, und nun stand er in einem niedrigen Stubentraum; ein großer Mann mit grauem Haar und Vollbart saß drin, bei einer kleinen Lampe in einem Buch mit Jahrhundertalem Einband lesend. Verwundert blickte er den Eintretenden an, dessen vorangegangene Begleiterin jetzt, einen mit Bier gefüllten Krug auf den Tisch stellend, kurz mitteilte, was sie gehabt habe. Der alte hörte zu, unter seinen buschigen weißen Brauen sammelte sich ein Glanz an; als sie ausgesprochen, sagte er: „Das hast Du brav gemacht, Mädel,“ und aufscheinend reichte er dem Fremden die Hand entgegen: „Seid mir willkommen; was wir anzutun haben, Euch zu helfen, dessen seid Ihr sicher.“

Die Hand des Alten haltend, stand Albin wie in einem seltsamen Traum. Nun drehte er zum erstenmal die Augen nach seiner seitwärts stehenden Mutter und sah in das auf ihn gerichtete lieblichste Kindergesicht eines etwa siebzehnjährigen Mädchens wie er ein so holdseliges Antlitz noch nicht in seinem Leben gesehen.

* * *

Seit erfuhr er, an den Tisch zu einfacher, doch ihm herrlich mundender Nachtkost gesetzt, wo er sei auf dem Glycenium der Hauptkirche der Stadt. Die Thür d'runters war außer geschlossen gewesen, weil das Mädchen noch ausgegangen war, um den Abendtrunk für den Vater zu holen. Sie hatte ihre kleine Leuchte neben dem Windfangverschlag der Kirchenstür auf den Boden gestellt und diese für die wenigen Minuten bis zu ihrer Rückkehr offen gelassen. Um ein paar Augenblicke früher oder später hätte der Verfolgte seine Rettung gefunden.

Ihr Vater trug einen Mantel, der ihn für sein Amt vorausbestimmt zu haben schien, denn er hieß Toralt, der Thorwalt, und im Lauf wie in der Bedeutung nahe anhing, war er der Thurnwart hier oben. Schon seit langen Jahren, sein Töchterchen hatte hier zuerst das Licht begrüßt, und seine um sechs Jahre später geistgeborene Frau hatte er auf den Armen die Wendelstiege hinabtragen müssen, sie d'runters in der Kirche in den Sarg zu legen. Doch er war vom Grab wieder heraufgestiegen, droben allein mit der kleinen Gerlind weiter zu hausen; früh gewöhnt, lief sie schon als winziges Ding mit hurtiger Sicherheit die drittehalb Hundert Stufen der engen Treppe auf und ab, ging zur Schule und besorgte Einsätze für den Lebensbedarf. So lebten die Beiden in den zwei Gemälden der Thürmerwohnung miteinander wie auf einer einsamen Bergspitze. Verkehr mit Leuten d'runters unterhielten sie nicht, der beschwerliche Aufstieg schreckte ab, und selten einmal begab Toralt sich hinunter. Ihm genügte voll seine Welt hier oben; er war ein für sie von der Natur veranlagter Mensch, der keine höhere Bildung empfangen, doch mit eignen Gedanken, gewissermaßen ein Philosoph in seiner Art. Durch die Hinterlassenschaft eines alten Sonderlings, der vielerlei ihm in die Hände Gerathenes angesammelt hatte, war er in den Besitz von alterhand Stücken aus Vorälderzeit gekommen, mit denen er seine Thürmstube ausgestattet, Hansrath, Bildern, Be-hängen, Waffen. Auch alte Bücher befanden sich darunter, vielsach frans-wunderlichen Inhalts, aber ihm zugesallene gute Gabe ließ ihn zur geistigen Nahrungs daraus das Vermünftige entziehen. Besonders zog Geschichtliches und Geographisches, das von den Landschaften um die Stadt her handelte, ihn an. Als fast einzige Besucher des Thurns stellten zur Sommerzeit manchmal Freunde sich ein, die den Aufstieg nicht scheuten, um den wundervollen weiten Rundblick von den Kegeln des Hegaus über die endlos scheinende Bodenfläche zu den Bergen des Alpen und vom Säntis bis an die Firuzacken der Berner Alpen zu genießen. Fast immer mit Erstaunen hörten sie, daß der Thurnwächter ihnen nicht nur die Fragen nach jedem fernem Gipfel und jeder Ortschaft zu beantworten wußte, sondern daran auch Mittheilungen aus der Vergangenheit fräßte, die sich nirgendwo in Reisehandbüchern fanden.

Doch Toralt lebte in seiner Stille nicht allein im Vergangenen, auch mit der Gegenwart, auf die er gleich einem in hoher Lust schreibenden Vogel niedersah. Täglich brachte Gerlind ihm von ihrem Einkaufsgang das kleine städtische Zeitungsblatt mit, und über das, was darin von den Weltgeschehnissen berichtet ward, machte er sich gleichfalls seine eigenen Gedanken. Mithandeln unter den Menschen konnte er nicht, aber vielleicht um so lebhafter ergriffen seine Empfindungen und Wünsche in den Streitfragen und Kämpfen der Zeit Partei. Und zwar nach der Richtung, daß Albin Hartlaub nicht leicht einen Zweiten zu finden vermocht hätte, der bereitwilliger gewesen wäre, Alles dranzutragen, ihm in seiner Bedräugnis und Hilflosigkeit Beistand zu leisten. Nach seiner Art war diese Gestaltung in den Worten zum Ausdruck gekommen: „Das hast Du brav gemacht, Mädel,“ und daß Gerlind so gehandelt hatte, legte nicht nur von rascher Geistesgegenwart bei ihr Bengüß ab, sondern gleicherweise davon, daß die Tochter durch die Einwirkung des Vaters in jugendl. lebendiger Hingabe sein Mitgefühl mit den unterlegenen, schwer bedrohten Außändischen teilte.

Nach kurzer Zeit befand sich Alban in dem weltentzückten, eigenartig behaglichen Gemach so wohl und gesichert, als sei er aus aller Gefahr über die Grenze hinübergelangt. Doch der Alte schüttelte den Kopf, ging auf den Umlauf hinaus und sah, sich über die Brüstung bückend, nieder. Nothe Feuerzungen glühten drinnen an mehreren Stellen um die Kirche, und zurückkommend sagte er: „Sie haben mit Fackeln gesucht und Wachen herumgestellt, der Polizeihauptmann muß überzeugt sein, daß Sie sich über die Mauer geflüchtet haben und auf irgendwelche Weise in die Kirche hineingekommen sind. Heute Nacht wird nichts mehr geschehen, aber morgen früh werden Sie auch hier oben nachjuchen; dafür müssen wir bedacht sein. Legen Sie sich jetzt in mein Bett und schlafen Sie, Sie brauchen's; wenn der Tag anbricht, wecke ich Sie. Sie haben Kraft-erholung nötig und auch etwas Mut und Sicherheit morgen.“

Das Mädchen fragte: „Wo willst Du denn schlafen, Vater?“

„Ich lege mich auf die Bank.“

Sie fiel ein: „Nein, das thue ich, die ist für Dich zu kurz.“ Kindliche Fürsorge sprach aus ihrem Gesicht. Sie setzte hinzu: „Ich kann mich gut drauf strecken, und unser Guest soll sich in meiner Stube ausruhen.“

Durch die Augen des Thürmers flog ein Schimmer von väterlichem Stolz, doch sein Mund gab nichts davon kund, er dünkte nur gegen Alban gewendet: „Sie hat recht, junge Gliedmaßen legen sich überall gut zum Schlaf. So richt's zurecht, Lunde.“

Der Abkürzungsnamen war's, mit dem er seine Tochter benannte; sie stand auf und zündete eine Nachtlampe an. Alban widersegte sich jetzt, erklärte bestimmt, daß er die Nacht auf der Bank zubringen werde. Doch Toralt versegte: „Damit thäten Sie dem Kinde weh, Sie ist glückselig über das, was Sie an Ihnen hat thun können und hätte sonst eine traurige Nacht, ich kenne sie. Sie müssen ihr schon zu Willen sein, ich muß es auch.“

Es hieß, auch sein Wunsch und Wille sei's, so gab Alban nach. Sie traten in das Nebengelaß, mehr eine Kammer, als eine Stube war's, zum großen Theil von einer Bettstatt mit schneeweisem Linnentuch eingenommen. Toralt reichte dem Guest mit einem Nachtwunsch die Hand, dann Gerlind, in deren Zügen sich ein Ausdruck von Beglückung und kindlichem Stolzgefühl über ihre rettende Hilfeleistung paarte. Sie sagte dazu: „Erschrecken Sie nicht über die Uhr, wer nicht daran gewöhnt ist, kann's leicht.“

Er hielt einen Augenblick ihre Hand und erwiderte: „Warum — drinnen redetest Du mich anders an?“

Sie lachte, ihrem Gesicht stand's, als falle Sonnenchein drauf. „Ich hielt Sie im Dunkel für unsereins, wußte nicht, daß Sie ein vornehmer, gelehrter Herr sind.“

„Das heißt, nachdem ich Dich bei Licht gesehen, hätte ich Dich auch so anreden müssen.“

Es lag etwas drin, ihm thur' es leid, gehe ihm gegen das Gefühl; sie nicht. „Du“ fortzunennen. Das Mädchen schüttelte den Kopf, der Thürmer fiel ein: „Bleiben Sie dabei, ich bin's gewiß, Sie hört's lieber. Bei uns hier oben klingt's auch viel natürlicher, dünn mich, und paßt das andere eigentlich nicht her.“

Alban überfiel's, daß er, nochmals die Hand des Alten fassend, rasch erwiderte: „Ja, menschlicher — habe Dank, habet beide Dank für das, was Ihr an mir thut!“

Nun war er allein, kleidete sich halb aus, streckte sich hin und löschte das Licht. Zum ersten Mal wieder lag er statt auf dem Waldboden in einem Bett, empfand es als förmliche Wohltat. Er zählte, seit wie viel Nächten nicht mehr — fünf oder sechs — genau vermochte er's nicht zu rechnen. Was hatte er damals gedacht? — vor dem letzten Gefecht war's gewesen — vor schon unendlich ferner Zeit — schwere Müdigkeit drückte ihm auf die Eider. —

Möglich fuhr er von einem Donnerschlag auf.

Er lag unter einer blühenden Linde, deren Duft ihn umgab, und ein Gewitter zog über ihn hin —

Halb erwacht, tastete er im Dunkel mit der Hand um sich, fühlte ein Leinentuch. Dazwischen wiederholte sich der drohende Schlag, und ihm kam zum Bewußtwerden, kein Donner, eine Thurmuhre sei's, und er siegte in dem Gemach des Thürmers oder vielmehr seiner Tochter und habe geträumt. Von einer Linde — das erklärte sich auch, so hatte ihr Vater sie genannt und der Traum es nach seiner Weise verändert. Nur seltsam war's, daß er den Blüthenduft noch um sich einzunathmen glaubte, als komme dieser neben seiner Schläfe aus dem weichen Kissen heraus. Langsam gingen die mächtvollen Uhrschläge noch fort; während der letzte — wohl Mitternacht schlug's — in langen, mählich schwächer werdenden Ausschwingungen versunkene, schloß er wieder ein.

Fortsetzung folgt

Erzgebirgische Weihnachtskrippen.

Von Hugo Hillig.

So wenig man eine fremde Stadt in ihrer Individualität kennen lernt, wenn man nur die offiziellen Verkehrsaderen mit ihrem offiziellen universellen Publikum durchwandert, und nicht in die versteckten alten Winkelgassen und Winkelplätze aus vergangener Zeit eintaucht, so wenig kann man einen Volksstamm in seiner Eigenthümlichkeit beschreiben, wenn man nur die Gegenwart in den Kreis der Betrachtung zieht und keine Rücksicht auf die Volksstätten und die Zeit ihrer Entstehung nimmt.

Der Wink zur greifbaren Gestaltung der individuellen Phantasie, wie er allen Völkern eigen ist, hat eine Universalität: Aus der täglichen Erwerbsfähigkeit greift der Mensch Gegenstände heraus, bildet sie in dem ihm am besten zugängigen Material realistisch oder phantastisch nach; darin offenbart sich der natürliche künstlerische Sinn des Menschen.

Wir wollen diese Betrachtung als Vorwort gelten lassen und frisch weg von einer Sitte, die aus der Beuthigung dieses künstlerischen Naturtriebes hervorgegangen ist und sich in einer Bevölkerung, im Herzen Deutschlands wohnend, bis in die heutige Zeit erhalten hat, sprechen.

Es betrifft die Bevölkerung des Erzgebirges, jener Gebirgsseite, die sich in einer Länge von 140 Kilometern vom Fichtelgebirge bis zum Elbsandsteingebirge als natürliche Grenzlinie zwischen Sachsen und Böhmen erstreckt.

Wie schon der Name sagt, ist das Gebirge sehr erhabhaft, ein Reichthum, der in heutiger Zeit allerdings fast aufgezehrt ist und nur in dem Kohlenreichthum der Zwicker Gegend noch fortlebt. Hauptfächlich die Annaberger Gegend war neben der Gegend um Freiberg sehr silbererhaftig und der Silberbergbau stand in hoher Blüthe, begann aber schon unter den Folgen des 30 jährigen Krieges an Ertrag nachzulassen, bis in der Gegenwart die alten Schachte verlassen, eingestürzt oder erloschen sind. Die Bevölkerung ist deshalb seit den frühesten Zeiten eine bergmännische gewesen. Das rauhe Gebirgsklima des Erzgebirges ließ den Ackerbau wenig ertragfähig erscheinen; das Erzgebirge liegt in seiner Masse sehr hoch, dazu kommt, daß es nach Süden zu ganz steil absfällt, also da kein Ackerland haben kann, während die sächsische Seite, die langsam in das sächsische Niederland absteigt, nach Norden liegt, also wenig fruchtbar ist. In der That gedeihen in den höchsten Bergen kaum noch der Hafer und als wichtigste Nährfrucht der erzgebirgischen Bevölkerung die Kartoffel. Man nennt diese Gegend deshalb auch das sächsische Sibirien. Die übrigen Getreidesorten gedeihen nur bis zur Höhe von 600 Meter über dem Spiegel der Orla. Deshalb ist der Boden dort auch hauptsächlich von der Waldkultur in Anspruch genommen.

Mit dem Sinken des Bergbauvertrages hat aber in diesen Gegenden schon frühzeitig die Industrie

ihren Einzug gehalten. Als der Bergbau zum Erliegen kam, trat an Stelle der früheren erträglichen Zeiten eine Zeit der bittersten Not und die Bevölkerung griff daher die Anregung der 1561 nach Annaberg aus Holland gekommenen Barbara Ulmann, die das Spitzelkloppln lehrte, freudig auf, so daß einige Jahre später Georg Einzel in dem benachbarten Buchholz den Grund zu der noch heute existierenden Posamentenindustrie legen konnte. Freilich ist bis heute dadurch die Bevölkerung noch nicht reich geworden, es bildete sich das Verlegerystem heraus, das die Verleger zu reichen Leuten machte, während die arbeitende Bevölkerung, analog den schleisschen und thüringischen Webern, mit Hungerlöchern abgesiebt wurde. Vor einem Jahrzehnt hat allerdings die erzgebirgische Posamentenindustrie durch die amerikanische Mac Kinley-Bill den Todesstoß erhalten; das Hauptexportland war Amerika, das nun aufging, seine Posamentenwaren selbst zu erzeugen.

Vor dem Aufblühen dieser Posamentenindustrie war aber die bergbaubetreibende Bevölkerung dominierend, und aus dieser Bevölkerungsschicht heraus muß das Entstehen dieser Sitte, Weihnachtskrippen zu bauen, erklärt werden.

Der Bergbau hat seit alter Zeit eine urwüchsige Mechanik, an deren Herstellung, Verbesserung und Gehraltung ein jeder Bergmann interessirt ist. Damit ist der Bergmannsstand ein streng von anderen Berufskreisen abgesonderter Erwerbsstand gewesen, der seine besondere Organisation, seine besonderen Raugverhältnisse, seine besonderen Bräuche und sogar seine besondere Tracht hatte.

So lebte der Bergmann ganz im Baumkreise seiner Grube, in der er zum alten, abgerackerten Mann wurde. Er half dem Zimmerling wohl beim Einbringen neuen Grubenholzes und dem Zimmerling dem Häuer und dem Fördermann beim Teufen rasch hinterher. Was Wunder, wenn der Bergmann in seinen kargen Müzeztinden als Zeitvertreib seinen Schacht zum Vorbild nahm und mit anfangs ungeübter Hand diesen nachzuhilden suchte? Spielte sich doch sein ganzes Leben in der Tiefe seines Schachtes ab, verließ er doch selten die heimatliche Scholle, um sich anderswo niederzulassen. So kannte er schließlich keine anderen Interessen als die seines Bergwerkes.

Und Zeitvertreib mußte er haben, war er doch meistens des Lesens unkundig, und wie hätte er sollen Lektüre kaufen können, wenn er diese Kunst verstanden hätte. Der Winter bricht über das Erzgebirge frühzeitig herein, haust streng und hart, vergräbt die erzgebirgischen Städte und Dörfer Wochenlang im Schnee, so daß oft nur die Schindeldächer und der obere Fachwerkstock der Häuschen aus der weißen Decke hervorlängt, und macht auch spät dem Frühling wieder Platz, so daß der Schnee stellenweise oft bis zum Juni liegen bleibt. Da mag der Bergmann öfters als frühmorgens gewahr geworden sein, daß ihm über Nacht der Weg zur Arbeitsstelle verschneit war, und der lange Tag mußte denn doch mit einer Beschäftigung ausgefüllt werden. Über auch, an den langen Winterabenden, wenn die Weiber der Nachbarschaft mit Spinnrocken oder Klöppelsack zu „Rücken“ kommen und in niedriger, überheizter, ungelüfteter Stube mit Lehmfußböden oder mit Stroh belegten Dielen eine ganze Menge in dem breiten Dialekt des Erzgebirges schwatzender Menschen zusammen waren. Obwohl auch viele Männer in der Kunst des Klöppelns bewandert waren, so taugten die schweren, rauhen Bergmannshände doch wenig dazu, die scheinbar zahllosen Holzklöppel an den Seidenfäden so rasch durcheinander zu werfen, daß eine lockere, gleichmäßig verschlungene Spize, die der Verleger nicht zurückwies, entstand. So mögen denn die Männer öfters beim Scheine des „Guckellampf“ (Guckellämpchen) oder wohl auch des Kienpahns, welche primitive Beleuchtungsmittel sich im Erzgebirge stellenweise noch heute halten, sich die mit Kreller gestopfte kurze Pfeife neu angebrannt, dann aus dem in der „Höll“ (Hölle, Raum hinter dem Ofen) oder auf der Kublatisch zum Trocknen auf-

bewahrtem Holz ein Scheit herausgezogen und dann mit ungeübter Hand allerlei Sachen aus „Spreilern“ geschmückt haben. Solche Spielereien aus Fichtenholzstäben sind im Erzgebirge sehr bekannt. Aber hin und wieder mag auch ein besonders Geschickter etwas „Gar feines“ fertig gebracht haben, vielleicht ließen die Gedanken an die wertvollste Arbeit eine Spitzhabe oder schließlich gar, bei einiger Beschwichtigung für Mechanik, bewegliche Bergleute entstehen.

So mögen nun besonders die langen Abende und stillen Sonntage vor dem Weihnachtsfest mit solcher „Bastelerei“ ausgefüllt worden sein; das Weihnachtsfest selbst, ein paar Ruhtage in der langen Reihe der harten Arbeitsrufe, bot die Gelegenheit, daß Zusammengesetzte aufzustellen und den Nachbarn zu zeigen. Die ersten Weihnachtskrippen zeigen durchweg Motive aus dem Bergmannsleben, erst später findet man, daß die christliche Weihnachtslegende benutzt wird, um den Inhalt der Weihnachtskrippen voller zu machen. So entstand bald die herkömmliche Form der Weihnachtskrippe: ein dreieckiges Brett, je nach der Größe des Zimmers verschieden groß, wagerecht in einer Stubenecke angebracht, davor ein geschnitzter Baum und dahinter ein Berg Moos, in dem sich unten die Gruppierung arbeitender Bergleute befindet und weiter oben die Darstellung der Geburt Christi zu erkennen ist. Da sehen wir Hirten und Schafe, denen ein wächserner, auf dem „Gahrmert“ (Fahrmarkt) gekaufter Engel, an einem Faden von der niedrigen Zimmerdecke herabhängend, das Weihnachtsevangelium verkündet. Auf derselben Stelle sehen wir aber auch wohl die Flucht nach Ägypten, vielleicht auch die drei Weisen aus dem Morgenlande. Das Ganze ist nach oben von einem steinigen Dach überwölbt, das wie der Christbaum mit Pfefferküchen, Rüben oder Käpseln behangt ist. Der Gartenzam vorne trägt einige Lichter, und der glückliche Erbauer der Krippe hat, während er, wie es Sitte ist, von zahlreichen Besuchern die Komplimente über den „schönen Berg“ entgegennimmt, eifrig darauf zu achten, daß keines der Lichter das Feuer aufnimmt.

Es ist althergebrucht, daß sich die Berginhaber gegenwärtig bemühen, sich Reinigkeiten in der Ausdruck abzuwerden und sie nachzumachen trachten.

Wer den schönsten Berg hat, der hat am meisten Zuspruch; selbst aus entfernten Dörfern kommen Berggodel, wie man die leidenschaftlichen Liebhaber der Weihnachtskrippen nennt, zu den Weihnachtsfeierstagen, und haptisch kinder stellen sich ein und schauen mit großen Augen die Herrlichkeit an, so daß die Frau des Erzgebirglers gewöhnlich am zweiten Weihnachtstage schon das Vergnügen hat, die Stube wieder zu schenken.

Die „schönen Berge“ sind natürlich diejenigen, auf denen Alles zu gleicher Zeit frisch und fröhlich.

Da führen Bergleute mit dem unheimlichen verlängerten Arm und schlagen stumpfsmäßig auf Erzpüsse, die aus Steinlohe oder aus mit Bleiglanz bespritzten Holzstäben bestehen, da führen Bergleute mit ihren Hunden hin und ohne sich umzudrehen wieder zurück, dort marschiert wohl auch neben den Hirten auf Bethlehem's Glut ein Anzahl neugieriger Soldaten, die mit nicht zu wenig Feinn auf ein Band geflekt sind, das über zwei Seiten läuft. Das erste Heimreise führt entweder ein Heimattempel oder gar der leibhaftige Teufel alle Angenähe herauf mit der angeständigen Spannung der Kinder und verschwindet wieder; einzelne Häuschen sind überzogen, Holzhofer und Holzfächer müssen dazu dienen, Plätzchen, auf denen ja nichts Anderes aufzuspielen steht, einzuzählen. Windmühlen mit sich kreisenden Flügeln, Küller und Esel, die Säue brüllen, Schafe usw. machen das Bild noch lebhafter und ausdrücklicher.

Die Figuren sindtheils aus Holz geschnitten, theils auch aus einer Masse aus Stahl, Eisen, Zinn, Segepulpa oder Papierholz, die jetzt die Spielzeugindustrie liefert, geschnitten.

Die Beleuchtung geschieht theils durch Lichter, theils auch durch Glühbirnenchen.

Die Weihnacht ist unzweifig die primitivsten Weihnachtskrippen haben wohl mit der Hand und

geschnitzte Räder, ist Einen ganz sindig, so hat der wohl auch eine alte Uhr dazu benutzt, die entweder mit ihren Bestandtheilen dazu dienen muß oder auch — das ist ein Höhepunkt — das ganze Werk treibt. Sonst wird das Getriebe durch Gewicht, Federkraft oder auch durch ein Sandrad in Bewegung gesetzt. Eine ganz besondere Finesse ist die Einschaltung einer Spieldose.

Der Berg wird in den letzten Wochen vor Weihnachten schon aufgestellt und da ein leidenschaftlicher Berggodel jedes Jahr Verbesserungen oder Erweiterungen und Vergrößerungen vornimmt, so sind seine Gedanken vollauf in Auspruch genommen. Der Berg bleibt dann gewöhnlich noch einige Tage nach dem Hochneujahrstage stehen, dann wird ein Sonntag dazu benutzt, die Herrlichkeit wieder aneinander zu reihen, wobei es selten ohne Bruch geht, und in Kisten zu verpacken. Der um die Weihnachtszeit so angestammte Berg führt dann während des Jahres auf den Böden ein gar einfaches und staubiges Dasein, bis er vor dem nächsten Weihnachtsfeste mit frischerwachter Belebung wieder in Stand gesetzt wird.

Diese Sitte, Weihnachtskrippen zu bauen, gibt dem Weihnachtsfeste im Erzgebirge einen ganz besonderen Reiz, der noch durch die winterliche Isolierung der kleinen gebirgigen Städtchen und Dörfer, durch andere hergebrachte Sitten, wie z. B. das Singen des Nachtwächters am 24. Dezember usw., erhöht wird. Für den Erzgebirgler bildet die Weihnachtskrippe einen festlichen Mittelpunkt des ganzen Jahres und sein armeliges, geplagtes Dasein wird von dieser Sitte durchwärmt und durchstrahlt.

Mit dem Sinken des Bergbaues, der, soweit der Bau auf Erze im Betracht kommt, jetzt fast vollständig erloschen ist, ist die Sitte noch nicht eingeschlossen; sie ist auf die Arbeiter, Handwerker und auch die Bauern übergegangen. Allerdings hat sie viel verloren; wenn man die Weihnachtskrippen noch in typischer Gestalt sehen will, nimmt man hinauf in die entlegenen Dörfer gehen: über Annaberg bis nach Oberwiesenthal findet man noch viele Krippen, die ihre Urwürdigkeit noch haben; dort hängt die Bevölkerung noch fest daran. Die Ortschaften der Mittelzone des Erzgebirges zeigen die Sitte weniger; das ist dem Vorbringen der Industrie zuzuschreiben. Die Arbeiter bringen neue Lebensziele und neue Ideale in die Gegend, und so verliert die Sitte dort je mehr an Platz, je weniger die Bevölkerung seßhaft bleibt.

Man hat versucht, die Sitte zu beleben, Beaute und Geistliche haben sich darum bemüht, haben die Sache zu fördern versucht und haben an einzelnen Orten gar Vereine, die diese Sitte fortpflanzen sollen, „Bergvereine“, gegründet; so z. B. in Würschnik, Löbnitz, Oberwiesenthal, Stollberg usw. Aber eine Sitte, die aussterben will oder die aussterben muss, läßt sich nicht wieder beleben. Man sieht das Gleiche an den Bemühungen zur Erhaltung der Volksstrassen. Unsere Zeit nivelliert, und was überlebt ist, kann nicht lebendig bleiben, anders wird es nur ein Scheinleben. So ist es auch hier. Diese Vereine wollten etwas erhalten, was nicht mehr in die Zeit passte. Sie suchten aber auch Neues hinzuzutragen und die Weihnachtskrippen zu modernisieren. Das verträgt aber der althergebrachte Berg noch weniger als das Biedermeierdramen, aus der in ihrer Ursprünglichkeit und Naivität so reizvolle Weihnachtskrippe haben die Bergvereine ein häßliches, funfloses Geslapper gemacht, denn alle Poësie des Weihnachtsfestes fehlt.

Ziemlich bekannt sind die Freiberger Berginvaliden mit ihren Räumen, die mechanische Darstellungen von Bergarbeiten enthalten; diese Invaliden zogen früher sehr viel damit auf Messen, Märkte und Volksfesten und nutzten sich auf die Weise zu erläutern, während sie ihre Glieder im Dienste der Bergmannschaft und Hüttensiedler gepflegt hatten. Diese Räume, auf dem Rücken zu tragen, waren ja keine eigentlichen Weihnachtskrippen, aber sie sind ebenfalls typisch für diese Sitte. Einige Weihnachtskrippen sind auch auswärts für Geld gezeigt worden. Während einige von diesen erbärmliche Machwerke

waren, zum Theil von Schauspielern angefertigt, die selbst aus dem Erzgebirge stammten, existirt heute noch eine Krippe, die welthistorisch sein könnte, wenn der Erbauer die sich ihm seinerzeit darbietenden Gelegenheiten benutzt hätte. Obwohl sie auch die Naivität und Ursprünglichkeit des Types nicht mehr hat, verlängert sie doch ihre Wurzel nicht; sie ist noch Weihnachtskrippe. Der Erbauer ist ein Tischler in einem kleinen erzgebirgischen Städtchen, er hat acht Jahre an diesem Werk gebaut, und nach dem Urtheil von Sachverständigen ist es ein ganz hervorragendes mechanisches Kunstwerk, das um so größere Bewunderung verdient, als sein Erbauer auf dem Gebiete der Mechanik vollständiger Autodidakt ist.

Märkisches von der Kiefer.

Von Curt Grotewitz.

Aüberall in Europa kann man die Kiefer antreffen, im Norden macht sie der Fichte den Raug streitig, im Süden hat sie sich auf die Höhe der Berge geflüchtet, in Deutschland steht man sie in einzelnen Beständen in den Alpen, im Harz, im Elbsandsteingebirge und auch allenthalben in der Ebene. Aber recht eigentlich zu Hause ist sie doch in der östlichen Hälfte des norddeutschen Tieflandes und speziell in der Mark, der waldreichsten Provinz des ostelbischen Landes. Hier ist sie der Charakterbaum, das Symbol und der Stolz der Gegend, hier beherrscht sie die Landschaft wie kein anderer Baum, keine andere Pflanze.

Wem steht nicht das Bild des märkischen Kiefernwaldes vor Augen! Hohe graubraune Stämme mit weiten, lockeren Kronen von einem stumpfen Grün, und so Stamm an Stamm, endlos in der Ebene fort, lange gerade Gestaltwege offenbaren die ganze endlose Ausdehnung dieses ruhigen, mächtigen, ein tödlichen Waldes. Aus armen Boden mit spärlichem Pflanzenwuchs haben sich diese Bäume mühsam emporgerungen. Nun stehen sie schwer und Lebensmüde da in ehrner Unbeweglichkeit. Man fühlt die Schwere des Daseins, die Einönigkeit der Ebene, die Melancholie des endlosen Flachlandes. Welch ein stolzes Emporstrebem im Fichtenwald des Gebirges, Alles ist Höhe, Spitze, Bewegung, Abwechslung, lebendige Kraft und Daseinslust. Aber diese gewölbten ungelenken Kronen, diese wichtigen Stämme, die sich auf geradem, abwechselungslosem Plane erheben, machen den Eindruck milder Arbeiter, die an eine große weite Arbeitsstätte freudlos festgebannt sind. Überhaupt mag man von einem höher gelegenen Punkte aus diesen ebenen Kiefernwald, dann erscheint er wie ein stilles grünes Meer, das Größe ahmet zwar wie jedes Meer, aber es ist die Größe unendlicher Einsamkeit, unsagbarer Wehmuth, einer Trostlosigkeit, die das Herz niederdrückt. In der Ferne bekommt das grüne Meer einen bläulichen Ton, bis es dann das Blau der Ferne annimmt, das schließlich in einem lehnstüglichen weißen Duft am Horizonte verdämmert.

Das ist aber nur das allgemeine Bild des märkischen Kiefernwaldes, oder es ist nur eines, eines, das der fremde Besucher der Mark in der Umgebung Berlinus oder der beliebten Ausflugsorte empfängt. Aber es gibt noch viele andere Bilder von der Kiefer in der Mark, doch die sieht man seltener, dazu muß man auf das platte Land gehen, weit von der Eisenbahn hinweg, in den Bereich einsamer Dörfer, durch die vielleicht nicht einmal eine Chaussee führt, zu denen kaum ein Fuhrwerk aus der großen Stadt gelangen kann, da weder Pferde noch Wagen daran gewöhnt sind, den losen Sand der Landwege zu passiren. Diese wesenlich anderen Bilder von der Kiefer findet man auch meist in den Privatwäldern, und es gibt in der Mark bedeutend mehr Privatwald als Staatsforsten.

Doch bleiben wir zunächst bei den Staatsforsten. Hier entwickelt sich die Kiefer zwar nicht ganz natürlich, aber natürlich kann sie auch hier ihre Natur nicht verlängern. Die Kiefer wächst langsam, sehr

Herrn. Thom's Verlag, Leipzig VII.

und 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168. 169. 170. 171. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 182. 183. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 222. 223. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233. 234. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 241. 242. 243. 244. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253. 254. 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. 274. 275. 276. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 295. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313. 314. 315. 316. 317. 318. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 325. 326. 327. 328. 329. 330. 331. 332. 333. 334. 335. 336. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 343. 344. 345. 346. 347. 348. 349. 350. 351. 352. 353. 354. 355. 356. 357. 358. 359. 360. 361. 362. 363. 364. 365. 366. 367. 368. 369. 370. 371. 372. 373. 374. 375. 376. 377. 378. 379. 380. 381. 382. 383. 384. 385. 386. 387. 388. 389. 390. 391. 392. 393. 394. 395. 396. 397. 398. 399. 399. 400. 401. 402. 403. 404. 405. 406. 407. 408. 409. 410. 411. 412. 413. 414. 415. 416. 417. 418. 419. 420. 421. 422. 423. 424. 425. 426. 427. 428. 429. 430. 431. 432. 433. 434. 435. 436. 437. 438. 439. 440. 441. 442. 443. 444. 445. 446. 447. 448. 449. 449. 450. 451. 452. 453. 454. 455. 456. 457. 458. 459. 459. 460. 461. 462. 463. 464. 465. 466. 467. 468. 469. 469. 470. 471. 472. 473. 474. 475. 476. 477. 478. 479. 479. 480. 481. 482. 483. 484. 485. 486. 487. 488. 489. 489. 490. 491. 492. 493. 494. 495. 496. 497. 498. 499. 499. 500. 501. 502. 503. 504. 505. 506. 507. 508. 509. 509. 510. 511. 512. 513. 514. 515. 516. 517. 518. 519. 519. 520. 521. 522. 523. 524. 525. 526. 527. 528. 529. 529. 530. 531. 532. 533. 534. 535. 536. 537. 538. 539. 539. 540. 541. 542. 543. 544. 545. 546. 547. 548. 549. 549. 550. 551. 552. 553. 554. 555. 556. 557. 558. 559. 559. 560. 561. 562. 563. 564. 565. 566. 567. 568. 569. 569. 570. 571. 572. 573. 574. 575. 576. 577. 578. 579. 579. 580. 581. 582. 583. 584. 585. 586. 587. 588. 589. 589. 590. 591. 592. 593. 594. 595. 596. 597. 598. 599. 599. 600. 601. 602. 603. 604. 605. 606. 607. 608. 609. 609. 610. 611. 612. 613. 614. 615. 616. 617. 618. 619. 619. 620. 621. 622. 623. 624. 625. 626. 627. 628. 629. 629. 630. 631. 632. 633. 634. 635. 636. 637. 638. 639. 639. 640. 641. 642. 643. 644. 645. 646. 647. 648. 649. 649. 650. 651. 652. 653. 654. 655. 656. 657. 658. 659. 659. 660. 661. 662. 663. 664. 665. 666. 667. 668. 669. 669. 670. 671. 672. 673. 674. 675. 676. 677. 678. 679. 679. 680. 681. 682. 683. 684. 685. 686. 687. 688. 689. 689. 690. 691. 692. 693. 694. 695. 696. 697. 698. 699. 699. 700. 701. 702. 703. 704. 705. 706. 707. 708. 709. 709. 710. 711. 712. 713. 714. 715. 716. 717. 718. 719. 719. 720. 721. 722. 723. 724. 725. 726. 727. 728. 729. 729. 730. 731. 732. 733. 734. 735. 736. 737. 738. 739. 739. 740. 741. 742. 743. 744. 745. 746. 747. 748. 749. 749. 750. 751. 752. 753. 754. 755. 756. 757. 758. 759. 759. 760. 761. 762. 763. 764. 765. 766. 767. 768. 769. 769. 770. 771. 772. 773. 774. 775. 776. 777. 778. 779. 779. 780. 781. 782. 783. 784. 785. 786. 787. 788. 789. 789. 790. 791. 792. 793. 794. 795. 796. 797. 798. 799. 799. 800. 801. 802. 803. 804. 805. 806. 807. 808. 809. 809. 810. 811. 812. 813. 814. 815. 816. 817. 818. 819. 819. 820. 821. 822. 823. 824. 825. 826. 827. 828. 829. 829. 830. 831. 832. 833. 834. 835. 836. 837. 838. 839. 839. 840. 841. 842. 843. 844. 845. 846. 847. 848. 849. 849. 850. 851. 852. 853. 854. 855. 856. 857. 858. 859. 859. 860. 861. 862. 863. 864. 865. 866. 867. 868. 869. 869. 870. 871. 872. 873. 874. 875. 876. 877. 878. 879. 879. 880. 881. 882. 883. 884. 885. 886. 887. 888. 889. 889. 890. 891. 892. 893. 894. 895. 896. 897. 898. 899. 899. 900. 901. 902. 903. 904. 905. 906. 907. 908. 909. 909. 910. 911. 912. 913. 914. 915. 916. 917. 918. 919. 919. 920. 921. 922. 923. 924. 925. 926. 927. 928. 929. 929. 930. 931. 932. 933. 934. 935. 936. 937. 938. 939. 939. 940. 941. 942. 943. 944. 945. 946. 947. 948. 949. 949. 950. 951. 952. 953. 954. 955. 956. 957. 958. 959. 959. 960. 961. 962. 963. 964. 965. 966. 967. 968. 969. 969. 970. 971. 972. 973. 974. 975. 976. 977. 978. 979. 979. 980. 981. 982. 983. 984. 985. 986. 987. 988. 989. 989. 990. 991. 992. 993. 994. 995. 996. 997. 998. 999. 999. 1000. 1001. 1002. 1003. 1004. 1005. 1006. 1007. 1008. 1009. 1009. 1010. 1011. 1012. 1013. 1014. 1015. 1016. 1017. 1018. 1019. 1019. 1020. 1021. 1022. 1023. 1024. 1025. 1026. 1027. 1028. 1029. 1029. 1030. 1031. 1032. 1033. 1034. 1035. 1036. 1037. 1038. 1039. 1039. 1040. 1041. 1042. 1043. 1044. 1045. 1046. 1047. 1048. 1049. 1049. 1050. 1051. 1052. 1053. 1054. 1055. 1056. 1057. 1058. 1059. 1059. 1060. 1061. 1062. 1063. 1064. 1065. 1066. 1067. 1068. 1069. 1069. 1070. 1071. 1072. 1073. 1074. 1075. 1076. 1077. 1078. 1079. 1079. 1080. 1081. 1082. 1083. 1084. 1085. 1086. 1087. 1088. 1089. 1089. 1090. 1091. 1092. 1093. 1094. 1095. 1096. 1097. 1098. 1099. 1099. 1100. 1101. 1102. 1103. 1104. 1105. 1106. 1107. 1108. 1109. 1109. 1110. 1111. 1112. 1113. 1114. 1115. 1116. 1117. 1118. 1119. 1119. 1120. 1121. 1122. 1123. 1124. 1125. 1126. 1127. 1128. 1129. 1129. 1130. 1131. 1132. 1133. 1134. 1135. 1136. 1137. 1138. 1139. 1139. 1140. 1141. 1142. 1143. 1144. 1145. 1146. 1147. 1148. 1149. 1149. 1150. 1151. 1152. 1153. 1154. 1155. 1156. 1157. 1158. 1159. 1159. 1160. 1161. 1162. 1163. 1164. 1165. 1166. 1167. 1168. 1169. 1169. 1170. 1171. 1172. 1173. 1174. 1175. 1176. 1177. 1178. 1179. 1179. 1180. 1181. 1182. 1183. 1184. 1185. 1186. 1187. 1188. 1189. 1189. 1190. 1191. 1192. 1193. 1194. 1195. 1196. 1197. 1198. 1199. 1199. 1200. 1201. 1202. 1203. 1204. 1205. 1206. 1207. 1208. 1209. 1209. 1210. 1211. 1212. 1213. 1214. 1215. 1216. 1217. 1218. 1219. 1219. 1220. 1221. 1222. 1223. 1224. 1225. 1226. 1227. 1228. 1229. 1229. 1230. 1231. 1232. 1233. 1234. 1235. 1236. 1237. 1238. 1239. 1239. 1240. 1241. 1242. 1243. 1244. 1245. 1246. 1247. 1248. 1249. 1249. 1250. 1251. 1252. 1253. 1254. 1255. 1256. 1257. 1258. 1259. 1259. 1260. 1261. 1262. 1263. 1264. 1265. 1266. 1267. 1268. 1269. 1269. 1270. 1271. 1272. 1273. 1274. 1275. 1276. 1277. 1278. 1279. 1279. 1280. 1281. 1282. 1283. 1284. 1285. 1286. 1287. 1288. 1289. 1289. 1290. 1291. 1292. 1293. 1294. 1295. 1296. 1297. 1298. 1299. 1299. 1300. 1301. 1302. 1303. 1304. 1305. 1306. 1307. 1308. 1309. 1309. 1310. 1311. 1312. 1313. 1314. 1315. 1316. 1317. 1318. 1319. 1319. 1320. 1321. 1322. 1323. 1324. 1325. 1326. 1327. 1328. 1329. 1329. 1330. 1331. 1332. 1333. 1334. 1335. 1336. 1337. 1338. 1339. 1339. 1340. 1341. 1342. 1343. 1344. 1345. 1346. 1347. 1348. 1349. 1349. 1350. 1351. 1352. 1353. 1354. 1355. 1356. 1357. 1358. 1359. 1359. 1360. 1361. 1362. 1363. 1364. 1365. 1366. 1367. 1368. 1369. 1369. 1370. 1371. 1372. 1373. 1374. 1375. 1376. 1377. 1378. 1379. 1379. 1380. 1381. 1382. 1383. 1384. 1385. 1386. 1387. 1388. 1389. 1389. 1390. 1391. 1392. 1393. 1394. 1395. 1396. 1397. 1398. 139

Hugo Engel: *Wie's dem Seppl erganga is.*



langsam sogar. Wird sie angesetzt, so dauert es vier, fünf Jahre, ehe man überhaupt ein Pflänzchen in dem Gras der Schonung wahrnimmt. Und wird sie angepflanzt, so dauert es mehrere Jahre, ehe die Pflanze recht in's Wachsthum kommt. Gelingt daher eine Aussaat, so überholt sie leicht die Pflanzung. Solch ein Auspflanzen von Sämlingen, wo pro Morgen Tausende von Pflanzen erforderlich sind, verursacht sehr viel Mühe, da ist die Aussaat freisch einfach, aber sie schlägt nur zu häufig fehl. Die Kiefer wächst zunächst sehr regelmässig, so wie alle Nadelbäume. Ihre Zweige bilden Quirle, deren Spitze spitz in die Höhe und nach außen ragt. Wer die langen Nadeln schwärzen bei der Kiefer doch das Spize und Emporstarrende ab, das die Fichte ihr Leben lang zeigt. Die Kiefer verzweigt sich zwar nicht so reichlich wie die Fichte, aber infolge der langen Beutadelung sieht sie doch buschiger und weniger pyramidenförmig aus. Die Kappe der Nadeln scheint die Kiefern Zweige mehr herabdrücken, daher wachsen nicht immer die Mitteltriebe eines jeden Astes ungezügelt weiter, vielmehr gewinnt leicht ein Seitentrieb (eine der Quirchen) die Oberhand. Dadurch wird das Wachsthum unregelmässig lumbholzig, die Symmetrie der quirlsähnigen Verzweigung geht verloren. Schon in der Jugend ist die Kiefer behäbiger, schwerfälliger als die Fichte, es ist ihr nicht lange darum, genug Licht zu bekommen. Auf dem armen, trockenen Boden ist ja Sonne genug. Eher möchte sie sich auf den Boden legen, wie alle Pflanzen, die auf trockenem Boden stehen. Einige Jahre lang wird es ihr auch genug, recht in die Breite zu gehen, denn in den weit voneinanderstehenden Saat- oder Pflanzreihen hat sie Platz genug, sich seitlich auszudehnen. Das dauert freilich mit so lange, bis die Reihen sich berühren, bis die Pflanzen, wie man sagt, Schluss bekommen. Das erste Jahrzehnt ist wiederum über die jungen Pflanzen dahingegangen. Nun beginnt eine neue Periode, die Zeit des hastigen Emporsteigens um jeden Preis. Der Wind nach den Seiten ist unangenehm geworden, war noch oben zu spät noch Platz, die Stämme drängen sich nicht heraus, Luft und Licht wird immer knapper. Und so wird jedes Bäumchen gezwungen, sich möglichst schnell nach oben zu streben. Und das geschieht fast überlast, die jungen Kiefern, noch eben vierzehnjährige Büsche, werden schwächer, dünne Bäumchen. Ihr Stamm ist dünn, ihre Kronen sind ganz klein, ihre unruhen Äste, von albernen Flechten umspunnen, verdorren. Nun kommt die Zeit des Durchstossens. Die überzähligen Bäumchen, besonders die dünnsten und kleinsten Exemplare, werden ausgehauen, die weiteren Nein ganz entjagt. Vorher war Alles ein wahnsinniges niederes Dickicht, in dem die Kieche sich gut verbreitern konnten und in dem unwarzen nach Sommerungen die gelben Pfefferlinge fröhlig hervortropften. Nun kommt wieder Luft und Erdeung in den Jungwald. Nun kann zwischen den Stämmen der Bäume hinzansen, ohne von den Stämmen behindert zu werden, nun kann selbst aus einer Reihe in die andere treten, da die Bäume jetzt genügenden Abstand von einander haben. Freilich besonders schon sehen die Bäume im Jungwald nicht aus, sie bleiben immer schwächer, da sie kein ausreichend Schluss behalten. In den Reihen hinter ein gedämpftes Lärm, das kleinen Pflanzentränen ausstromen lässt. Eine graubraune Nadelstreu bedeckt den Boden. Man geht, zwischen Bäumen zu gehn, auf langen, schwulen Steinsoden in einem eisernen Gehäuse, nirgends eine Aussicht in die Ferne, fahrt hinauf Boden zwischen mühsam gebauten Bäumchen, die mit ihren blauen Ästen den schmalen Gang überdecken.

Doch was wiederholter Durchforstung wird der Wald sichtbar und lässig. Die Bäume brüsten jetzt einen grössten Abstand voneinander und um diesen zu machen, mag die Aussaat in Reihen noch und noch ausgedehnt werden. Nun macht der Wald eine freiere natürliche Gestalt. Doch ist der Durchgang daraus, dass alle Bäume möglichst gleich hoch sind, wie sie ja auch gleiches Alter haben. Nur eine jede Menge von hohen, einer

dreizigjährigen Bäumen macht am und für sich den Eindruck starker Naturkraft, mag nun dabei des Menschen Hand im Spiele gewesen sein oder nicht. Seidensfalls wirkt aber die Beseitigung der Reihenordnung bestreitend, nun befindet man sich in einem zwar noch niedrigen, aber doch weiten Dom, der getragen wird von einer unabsehbaren Schar von Säulen. Der Boden bedeutet sich hier und da mit gelbem oder grünem Moos oder es spricht gar schon ein dipes, dunkles Gras hervor. Die Ledersäulen der Preißelbeere liegen hier und da in vereinzelten Stengeln am Boden, und im Sommer und Herbst bilden die blauen Kronen der breitblättrigen Glockenblume einen befreudeneren Schmuck. Von Ende August an brechen dann Blätze in gewaltigen Scharen aus dem Boden hervor, unter ihnen der glänzendste seiner Klasse, der malerische, aber giftige Fliegennitz, der mit seinem knallrothen Hut und den weißen Perlkapfen garnicht zu diesen dezenten Farbenmäusen des märtyrischen Kiefernwaldes zu passen scheint.

Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wird nun der Wald statlicher und schöner. Die Bäume sind weit von einander entfernt und bilden mit ihren hohen breiten Kronen eine erhabene stolze Halle. Die Flechten an den Stämmen haben keine Macht mehr, man bemerkt sie nur, wenn man genauer zusieht. Der Stamm wird dicker, und unten erhält er eine graubraune, rissigfurchige Borke, die sich in breiten, flachen Stücken abplatzen lässt. Nach oben zu dagegen erhält der Stamm ein sehr schönes Rothbraun, das zinal bei tiefstehender Sonne, am Morgen und am Abend, helllich leuchtet. Die Bäume, immer im Schluss erhalten, haben einen herlichen, geraden, langen Stamm bekommen, der völlig astfrei ist bis auf die kleinen, kaum merkbaren Stumpfreste, die die Ansatzstellen der ehemaligen Zweigtriebe verrathen und an denen man so bequem das Alter des Kiefernbaumes abzählen kann. Denn von einem Quirl zum anderen ist ja stets ein Jahr vergangen. Obwohl die Kronen der Kiefern einen breiten und massigen Eindruck machen, so sind sie doch nie sehr dicht. Die Krone besteht aus zu wenig Ästen, und die Äste sind zu wenig verzweigt, als daß nicht genug Licht auf den Boden dringen könnte. Dieser ist darum grün, wenn auch meist seine Armut ein üppiges Pflanzenleben verbündet. Auf sehr schlechtem Boden sind es allerdings meistens Moose, die hier aber eine zusammenhängende Decke bilden. Häufig stellen sich Preißelbeerbüsche ein, und Heidelbeeren bilden stellenweise einen zusammenhängenden Teppich von großer Ausdehnung. An sehr sonnigen Stellen wächst das gemeine Habichtskraut und die Grasnelke. Wildnelken, Glockenblumen sind überall zu finden. Ein eigenartiges Schmaus erhält aber der märtyrische Kiefernwald durch den Buchholz. In manchen Revieren tritt dieser in großen Mengen und stolzen Exemplaren auf. In seiner steilen, schmalen Pyramidenform, die an die Lebensbäume und Cypressen der Kirchhöfe erinnert, macht der Buchholz einen äusserst melancholischen Eindruck. Wo die Bäumchen in Scharen vereint auftreten, da scheinen sie die Symbole eines großen Friedhofes zu sein, der sich hier unter der mächtigen Kiefernhaube ausdehnt. Obwohl im Lichte ziemlich hellgrün, erscheinen die Buchholzbaumchen doch im Schatten des Waldes däsig schwärz und von diesen dunklen, unbeweglichen Säulen geht ein trostloser Hauch der Trauer aus.

Dem Kiefernbestand gewährt man meist nur ein Alter von 80 bis 100 Jahren. Fortlich lohnt es nicht, die Bäume älter werden zu lassen. Der Zuwachs an Holz erfolgt dann so langsam, daß eine ständige Aufzucht finanziell zweitmässiger ist. Leider wird aber das finanzielle Interesse meist zu einzichtig von der Forstverwaltung wahrgenommen, der Wald hat doch noch andere Aufgaben zu lösen, als Holz zu geben. Sein ethischer und ästhetischer Wert wird noch sehr wenig gewürdigt, obwohl doch die körperliche und seelische Gesundheit des Menschen, die im Walde so viel Stärkung findet, wohl auch facturirt sind, die für einen Staat Wert besitzen. In der Nähe von grösseren Städten, besonders allerdings an Bergauffangsorten, Kurorten und den-

gleichen, wo reiche Leute durch schöne Waldung angelockt werden sollen, wird dem Kiefernwalde ein höheres Alter gegönnt. Und wirklich großartig und überwältigend wird dieser erst, wenn die Bäume ein höheres Alter erreichen. Dann werden die Kiefern, die sich immer höher stellen, und eine erhabenen Hain bilden, immer mächtigere Stiele ihr Stamm verdickt sich ungemeiner, fast wie der Eichen, und ihre Krone wird breit und malerisch. Starke Nesté greifen weit aus, als wollten sie ihre mächtigen Hände schützend ausstrecken nach einer Freunde, nach einem fühlenden Herzen, das sie doch nicht finden werden. Ein kräftiges Brausen geht durch die schweren Kronen, der Specht arbeitet an einem der alten Nester, der anfangt, morsch und lebensmüde zu werden. Dann klingt sein spöttisches Gelächter fühlbar durch die heilige Stille des alten Kiefernwaldes. Die ehrwürdigen Bäume erzählen von alten Zeiten, die sie durchlebt, von Stürmen und Mühlen, die sie überstanden. Aber der Kiefernwald stimmt wehmuthiger als jeder andere Wald. Warum, wozu das Alles? es wird ja doch vergehen in der Dürre des Bodens, in der Ungnade der unlichteren Sandebene. Die Nebelfrächen, die in den alten Kronen sitzen, sitzen auf und frächen ein trauriges Sterbesied.

Der Kiefernwald wird hier und da von Wegen durchzogen. Diese sind meist vollständig gradlinig, da das Terrain ja in der Regel eben ist. Die Chausseen, die durch den Wald führen, bringen mit ihren Alleebäumen, Ahorn, Linde, Eiche, Ulme meist etwas Fremdartiges in den Wald, etwas Künstliches, das sich streng von dem Kiefernbestand abhebt. Die Straße selbst allerdings gewinnt durch den Wald ungemein; sie hat in ihm einen ernstesten teiterlichen Begleiter, der zwar die Aussicht rechts und links verlegt, aber der doch im Dunkel seines Baumheeres, in der Länge seiner Ausdehnung die Phantasie beschäftigt. Ungemein charakteristisch dagegen sind die künstlichen Waldwege; sie sind oft von sehr großer Breite, da es ja auf dem schlechten Boden auf etwas mehr oder weniger Terrain nicht ankommt. Sie sindtheilweise mit durrem Gras überwachsen, theilweise liegt der rohe weiße Sand von Fahrgeleisen und Pferdehufen aufgewühlt, zu Tage. Der Fußweg führt entweder dicht an den Kiefern hin oder er befindet sich von dem offeneren Wege mehrere Meter weit entfernt im Walde drin und führt zwischen den Bäumen dahin. Solche Wege sind häufig von Birken eingefaßt, die ja im Sande ebenso gut gedeihen, wie die Kiefer, dagegen im Dunkel des Waldes sich nicht wohl fühlen. Solche Birkenwege im Kiefernwald wirken ganz eigenthümlich, diese zierliche, leichte, bewegliche, weißglänzende Birke neben der handfesten, füsteren, schweren, starren, düsteren Kiefer — ein schönes, aumühliges Weltbild neben einem schwerblühigen, melancholischen Träumer! Der Kontrast ist sehr gross, ja der Gegensatz macht die lichte Birke noch leichter, die Kiefer noch düsterer und schwärzer. Auf vielen Waldwegen sind vier Reihen von Birken gepflanzt. Hier muß man im Frühling sein, wenn der Mai das sehrende Lichtgrün des zierlichen Birkenlaubes hervorgezaubert hat. Dann werden die Reihen zu festlichen Aufzügen, die lichten Birkenköttinen ziehen im Lenzeschein durch den dunkeln Kiefernwald, man glaubt, sie tanzen zu sehen, sie singen und Lieder zu hören, aus ihrem Maiengrün dästern und singt das alte Lied, das den Menschen immer wieder gehört und das er doch ganz vergessen zu haben glaubte in dem Dunkel des ernsten Kiefernwaldes.

An den Rändern der Waldwege, aber auch am Rande des Kiefernwaldes überhaupt sieht man recht häufig den Besenstrauß, der mit seinen kleinen Blättern den Eindruck macht, als bestände er nur aus kleinen dünnen grünen Stäbchen. Er wächst sehr schnell und breitet sich auch rasch aus, so daß er oft wahre Hecken an den Rändern hin bildet. Es sieht im Winter genau so grün aus wie im Sommer, aber im Spätsommer überschütten sich seine dünnen Besenzweige mit einem Heer von großen gelben Schmetterlingsblüthen.

(Schluß folgt.)

Fortssetzung.)

Wie ein Wolf.

Von W. S. Dmitriewa. Deutsch von S. E. Winikoff.

An dem bestimmten Sonntag hielten am Portal des Forsthauses viele Schlitten mit drei, zwei oder auch nur einem Pferd bepaust. Die Ankommenden, völlig zur Jagd ausgerüstete Jäger, waren bekleidet mit warmen ugarischen Mützen, mit Bartschlägen, mit großen Fellmützen, hohen kaukasischen Gamaschen und russischen Filzschuhen. Bekommen war der Bahnhofswärter Arsenij Gavrilowitsch, ein großer, wohlgenährter Herr von ungefähr 45 Jahren. Er war ein Büssing, ein großer Freund von allerhand ungewöhnlichen Vergnügungen, lärmenden Ausflügen und fröhlichen Picknicks. Dann der Polizeipräsident des Kreises (Isprawnik), ein leidenschaftlicher Jäger. In zwei anderen Schlitten kamen junge Leute, die sich um den Sohn des reichen Kaufmanns Gwozdilow drängten, der ein so eigenartiges Neuziere hatte, daß ihn Alle immer für betrunknen hielten, obgleich er, wie er selbst sagte, niemals Schnaps an die Lippen brachte. Endlich kamen in einem leichten Schlitten mit einem hübschen Hengst der Förster und Gehilfe von Iwan Dimitrijewitsch, Burjanoff. Ein hübscher, lebenslustiger, liebenswürdiger Jungling, der eben die Forstakademie absolviert hatte. Seine rosigen Lebensanschauungen, rosigen Hoffnungen und rosigen Wacken zeigten ausgezeichnet zu der grünen Korte und dem grünen Sammet seiner nagelneuen Försteruniform. Burjanoff war davon auch selbst überzeugt und war überall bestrebt, in die Nähe eines Spiegels zu kommen, um sich selbst nach Möglichkeit zu bewundern. Man sah diese Eigenliebe auch in seiner Amtswohnmung, die überfüllt war von seinen Porträts in allen möglichen Stellungen. Man sah ihn sitzend, stehend, mit und ohne Fischfänger, im Leberzehner, in Uniform, ja sogar bei Ausübung seiner Amtsbefugnisse, bei einem abgehauenen Baum den Amtsstempel in der Hand.

Diese ganze lärmende Gesellschaft übersäthe das Haus des Oberförsters und erfüllte es mit fröhlichem Gespräch und Gelächter, Allen voran Arsenij Gavrilowitsch mit seinem weit schallenden Lachen.

Iwan Dimitrijewitsch empfing seine Gäste mit der größten Gastfreundschaft; er geleitete sie in das Esszimmer, wo das Wasser im Samowar brodelte und wo auf dem Tisch eine Menge von stärkenden Getränken und Sachen aufgetragen war.

„Na, wie steht's?“ fragte der Isprawnik, ein Gläschen Schnaps hinunterspülend, „giebt's Wölfe?“

„Ein Wald und keine Wölfe!“ antwortete Iwan Dimitrijewitsch lachend. „So viel Sie wollen. Pjotoff ist auch schon hier, wosollen uns blos 'n bischen vorher stärken, und dann kann's losgehen. Arsenij Gavrilowitsch, noch ein Gläschen von Ihrem beliebten Bogelbeerbranntwein?“

„Natürlich, warum nicht, Iwan Dimitrijewitsch? Will 'mal Gwozdilow Gesellschaft leisten beim Kater ausschlafen.“

„Welchen Kater?“ erwiderte tief gekräuslt Gwozdilow.

„Na, na, nicht langen, Freindchen, umsonst sieht man nicht so aus. Hast wohl gestern stark der Flasche zugesprochen?“

„Gott bewahre, Arsenij Gavrilowitsch, ich trank ja garnichts. Dies ist eben eine besondere Naturerscheinung, mein ewig betrunknen ausschendes Gesicht. Kann nicht 'mal Schnaps riechen.“

„Iwan Dimitrijewitsch, Pjotoff fragt nach Ihnen,“ meldete der Bureauvorsteher, indem er seinen Kopf durch die Thür steckte und seine schön gedrehten Schnurrbartenden zeigte.

„Ah, Pjotoff, wo steht denn der Pjotoff?“ schrie Arsenij Gavrilowitsch, der ein saftiges Stück Schweinebraten auf der Gabel hatte. „Wer mit dem Pjotoff!“

Auf der Schwelle erschien die elende Gestalt Pjotoff's mit dem alten verblichenen Rock, den

traurig herabhängenden Schnurrbartspitzen und mit derselben Bereitwilligkeit, sich für die Herrschaften bei der Jagd auszurecken wie ein Zwitschädchen. Heute sah er noch nüchterner aus, und da sein langer, runzeliger Hals nicht mit dem zerrissenen Shawl umwickelt war, konnte man die sämtlichen Knorpel seines Adamaspels zählen.

„Nun, Pjotoff, was kannst Du Schönes berichten?“ fragte Arsenij Gavrilowitsch, indem er an seinem Stück Braten eifrig kaute. „Wird's heute was?“

Pjotoff schluckte das Wasser, das ihm beim Anblick der schauderhaften Gerichte im Munde zusammenlief, herunter und sagte eifrig: „Gewiß doch, Arsenij Gavrilowitsch, selbstverständlich viel Wölfe, unzählige.“

„Sind Spuren da?“ fragte der Isprawnik besorgt.

„Na gewiß doch, Civ. Hochwohlgeboren, Missionen von Spuren, frische . . . heiße . . . S Gott, ich werde schon.“

„Na, sieh 'mal zu, Du Kanaille, sonst kriegst von mir mörderische Keile, wenn's nichts wird,“ sagte Arsenij Gavrilowitsch, der das Essen mit Rothwein hinunterspülte. „Erlegen wir einen Wolf, so kannst Du meine wegen Stationsdiener werden, wird's aber nichts, dann verschwinde schnell vor meinen Augen, hörst Du?“

„Lauter Spuren . . . frische . . . heiße,“ wiederholte Pjotoff.

„Na, meine Herrschaften, kann's losgehen?“ schrie der ungeduldige Isprawnik.

Die ganze schreiende Gesellschaft eilte zum Ausgang. Das Wetter war trüb und der graue Himmel sah mürrisch auf die vom weißen Leinentuch bedeckte Erde. Von Osten wehte ein Leichter, aber beharrlicher und durchdringender Wind und in der Luft wirbelten vereinzelt Schneeflocken. Unter den Bäumen war es windstill, aber in den Kronen der Bäume summte und sumpte es.

„Wenn nur der Schnee nicht stärker wird,“ sagte der Isprawnik, den Himmel ansehend.

„Lassen Sie blos nicht!“ schrie ihm aus seinem Schlitten Arsenij Gavrilowitsch entgegen.

Die Jäger stiegen in ihre Schlitten und der Zug setzte sich in Bewegung. Pjotoff eilte auf Schneeschuhen voraus, um eher als die Anderen zur Stelle zu sein. Er rannte schwer atmend wie eine Lokomotive und stieß ganze Wolken Dampf aus. Große Schweitzropfen fielen von seinem Gesicht. Die alten fadenscheinigen Schöpfe seines Rockes wehten nach allen Seiten und der kalte Wind froh durch alle Löcher und stach den erhitzen Körper wie mit Nadeln. Pjotoff aber sah und hörte nichts. Er war ganz von dem Gedanken erfüllt, zu der verabredeten Stelle zu gelangen und brannte vor Begeisterde, dem Arsenij Gavrilowitsch nur Alles nach Wunsch zu thun. Wie im Fieber hatte er die ganzen letzten Tage verbracht. Vom Morgengrauen bis in die späte Nacht hinein hatte er den Wald durchstreift und nach Wölfen gesucht. Er hatte im Walde übernachtet und fast garnichts gegessen. Vor Hunger und Ermüdung bekam er Halluzinationen. Er sah Hunderte, Tausende von Wölfen, die ihn umkreisten, wüthend mit den Zähnen fletschten und ihn mit ihren flammenden Augen durchbohrten. Und sie heulten, heulten ohne Ende.

„Lieber Gott, heilige Mutter Gottes“, sprach Pjotoff mit seinen brennenden, trockenen Lippen, „sieh' auf uns herab und schick' zu unserem Glück ein kleines, ein dreckiges Wölfschen. Kinderchen, meine Kleinkinder, betet für mich zur heiligen Jungfrau, und auch Du, mein altes Mütterchen, bete zu Gott — — Eine Kerze will ich dem heiligen Metropolianus weihen, einen Afkatholus* werde ich bestellen, nur ein einziges Wölfschen schick' uns.“

* Kirchengesang.

Und vor Pjotoff's geistigem Auge erschien der feuchte Kellerwinkel mit seinen schmutzigen Kindern, die ewig schreien, weil sie ewig hungerten, seine frroke, verbitterte und vergrämte Frau. Er sah die alte Mutter mit dem starren Blick, der auf das Heiligenbild der Smolenskaer Mutter Gottes gerichtet war — der Schützerin der Familie. Dies traurige Bild erfüllte sein Herz mit kalten Schauern, und er war bereit, nicht nur zu frieren und zu hungern und sich zu demütigen, sondern überhaupt zu sterben, wenn sie es nur gut hätten, warm und satt würden.

Als er an der Athene von dem raschen Lauf an der bestimmten Stelle anlangte, waren dort schon sämtliche Unterbeamten des Oberförsters versammelt, die an der Jagd teilnehmen mußten. Einige drehten aus Langerweile mit fast erfrorenen Fingern Zigaretten und rauchten sie, Andere, die ausgehungert waren, aßen eilig ein paar Schichten Schwarzbrot.

„Nun, sind sie gleich da?“ fragte Lutoschin, einer der Unterbeamten, der Liebling des Oberförsters, der von den Kollegen gefürchtet wurde, weil er ihnen als Denunziant und Ohrenbläser verdächtig schien.

„Sie sind da, sie sind da, gleich sind sie da!“ antwortete, nach Luft schnappend, Pjotoff.

„Wäre doch erst Alles vorbei, meine Füße sind schon ganz lahm. Chue Reizen wird es auch diesmal nicht abgehen. Im vorigen Jahr hat mich solch eine Jagd für zwei Monate in's Bett geworfen.“

„Und bei meiner Frau,“ sagte finster ein junger Förstergeselle, Oporin, „erwartet man die Riederkunst.“

„Na, und was ist denn dabei,“ entgegnete höhnisch Lutoschin, „was geht das Dich an, bist Du denn Hebeame, wird schon Alles ohne Dich von Statthen gehen.“

„Sieh' mal an,“ erwiderte bitter Oporin, „wenn Deine Frau niederkommen würde, hättest Du selbstverständlich anders gesprochen.“

„Ach was!“ antwortete Lutoschin. „Ist für Dich wohl das erste Mal? Wenn's erst jedes Jahr losgeht, wirst Du schon fübler werden.“

„Hast Du denn viele?“ fragte ihn der lange Potatnew.

„Mein Stück,“ antwortete mit einem gewissen Stolz Lutoschin.

„D Gott, bei mir auch sechse! Woher kommt das nur?“

„Von der Luft. Die Luft im Walde thut's einem an. Sei nicht traurig, Oporin, wirst noch genug Gelegenheit haben, mit Kindern 'runzuspringen. Potatnew, sieh' doch mal nach, ob sie schon zu sehen sind.“

„Nichts zu sehen,“ schrie Potatnew hinter den Büschen.

„Ach, ihr Teufel,“ sagte Oporin durch die Zähne, „möchte doch die ganze Jagd zum Teufel gehen.“

„Fasse Dich doch in Geduld,“ erwiderte Lutoschin, „wozu bist Du denn eigentlich im Dienst! Die Herrschaften geht's viel an, ob Deine Frau niederkommt oder nicht. Die Haupthache ist, sie wollen ihr Vergnügen haben, und wir müssen gehorchen und sehen, daß Alles nach Wunsch geht.“

Oporin antwortete nur mit einem tiefen Seufzer. „Wer weiß, kann mich noch denunzieren, der dicke Satan,“ dachte er für sich. „Kann mich noch aus der Stellung bringen, und wo sollte ich jetzt hin?“

„Sie sind da, sie sind da,“ schrie Potatnew, heranlaufend. Seine langen Arme fuhren in der Luft unheil wie die Flügel einer Windmühle.

In die Unterbeamten kam Leben. Wer rauchte, warf schnell den Stummel in den Schnee und zertrat ihn eilig mit den Füßen. Alle bemühten sich, möglichst fröhlich auszusehen, reckten und streckten

die erfrorenen Gliedmaßen und nahmen eine stramme Haltung an. Der aufgeregte Pjikoff rannte den Ankommenden entgegen.

„Na, ist Alles fertig?“ fragte Arsenij Gavrilowitsch, aus dem Schlitten steigend.

„Jawohl,“ antwortete leise und vor Frost mit den Zähnen klappernd Pjikoff.

Man brachte die Pferde mit dem Schlitten an den Rand des Waldes, und die Jäger zerstreuten sich auf der Lichtung, die von niedrigen Sträuchern bedeckt war.

„Schön, schön,“ sagte Arsenij Gavrilowitsch, indem er sich den Hahn seiner theuren Büchse ansetzte. „Wenn er hier herauspringt, so kann er nur nicht entgehen. Ob er aber auch rauspringt?“

„Unbedingt springt er raus, Arsenij Gavrilowitsch,“ versicherte Pjikoff, „er muß doch hierher laufen; denn er schlägt immer den Weg seiner Spuren ein. Und die Spuren sehen Sie doch selbst, Arsenij Gavrilowitsch.“

Wirklich, man sah nach verschiedenen Richtungen Spuren eines größeren Thieres laufen.

„So sieht es eigentlich aus,“ sagte Arsenij Gavrilowitsch, indem er sich die Spuren näher ansah.

„Wolfsspuren, ohne Zweifel, Wolfsspuren,“ bestätigte mit ernstem Aussehen Burjanoff, obgleich er absolut nicht die Spuren eines Wolfes von denen eines Hundes oder irgend eines anderen Thieres unterscheiden konnte. Er wollte sich als erfahrener Jäger zeigen und nahm es, um sich herauszustreichen, nicht so genau mit der Wahrheit.

„Na, meine Herren,“ sagte Iwan Dimitrijewitsch, „wollen wir denn nicht anfangen? Jeder zieht sein Roß und nimmt seinen Platz ein, sonst kann mir der Schnee noch eine unliebsame Überraschung bereiten.“

„So, so, wird es denn schneien?“ fragte beunruhigt Arsenij Gavrilowitsch.

„Wenn's bei mir in der linken Kniekehle zu jucken anfängt, so schneit oder regnet es; das ist der beste Barometer.“

Die Jäger traten zusammen, und das Verlorenen der Plätze begann. Merkwürdigerweise bekam Arsenij Gavrilowitsch den besten und der Bürovorsteher den schlechtesten Platz.

Die Treiber machten sich auf, um unter der Führung Pjikoff's das Thier aus seinem Versteck aufzufangen. Und plötzlich unterbrach die Stille ein furchterliches Gebrüll, Gepeife und Geheul. Besonders Pjikoff wütete. Er rannte umher wie besessen, verschwand plötzlich bis zum Hals, kam wieder zum Vorschein, stürzte weiter und stöhnte und heulte aus Leibesträsten. Die Treiber folgten seinem Beispiel. Bei diesem wilden Rennen, das einem Hexenabath ähnelte, merkten sie es garnicht, wie tief sie in den dichten Kiefernwald hineintraten. Schon längst hatten sie die Spuren verloren, doch stürzten sie blindlings weiter, bis sie mit einem Mal im Schnee stecken blieben.

„Halt, Brüderchen,“ sagte Lutotschin mit vollständig heiserer Stimme, „wo sind wir denn? Hier kann sich selbst der Teufel nicht mehr zurechtfinden. Eine schöne Geschichte!“

Alle blieben stehen, sie atmeten schwer und sahen sich einander verdutzt an.

„Pjikoff, hol' Dich der Teufel, wo hast Du uns hingeführt, verfluchte Seele? Hier sind doch gar keine Spuren mehr zu sehen, und wir kommen wie besessen...“

Pjikoff wurde es schwarz vor den Augen, er sah sich verzweifelt um. „Wieso, keine Spuren?“ sagte er mit rauher Stimme.

„Sie sind eben nicht da und damit basta, die Spuren sind ja nach einer ganz anderen Richtung hin, und wir winden uns hier wie der Teufel im Sumpf. Wir stecken bis zu den Mäulern im Schnee, und der Wolf zeigt schon längst seine Zähne da unten in der Schlucht.“

„Ihr liegt! In welcher Schlucht? Hier muß er sein, der Richtungige, einen anderen Weg hat er ja nicht.“

„Da sieh Dir doch selbst die Sache an, da sind die Spuren, Du siehst ja blos nicht, Du Dummkopf.“

Die vollständig erschöpften Treiber überschütteten Pjikoff mit Schimpfworten, und der arme Kerl wußte sich garnicht mehr zu helfen. Er sah unter seine Füße, lief vorwärts, kam wieder zurück, fuß plötzlich an, auf den Knien zu rutschen und mit den Händen zu tasten. Dann brach er in ein krempfartiges Schluchzen aus. Die Thränen rannen ihm über's Gesicht und froren an den Wimpern und an dem Schnurrbart. Pfleidend und schwer ging aus seiner eng gepreßten Kehle der Athem.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Die Wildgäuse.*

Still ist's! Kein Vogel singt die lust'ge Weise.
Weiß ruht die Ebene unterm grauen Himmel,
Und nur der Raben schwärzliches Gewimmel
Durchwühlt den Schnee und sucht nach dürft'ger Speise.

Da ein Geschrei! Vom Horizonte schallt's!
Es nähert sich, ist da! Wildgäuse sind es!
Wie flücht'ge Pfeile, mit gestrecktem Hals
Eilen sie vorwärts mit dem Flug des Windes,
Und peitschend peitscht ihr Flügelschlag die Luft.

Der Führer jener Lüstepilger ruht
Von Zeit zu Zeit mit dringendem Geschrei,
Damit ihr Flug auch nicht zu langsam sei
Beim Wandern über Wälder, Wüsten, Meere.

Die Karawane zieht, ein doppelt Band,
In großem Dreieck fernhin über's Land,
Und seltsam Rauschen schallt von diesem Heere.
Doch die gefangnen Brüder auf der Flur,
Sie watschein langsam, durch die Kälte schwach,
Ein Kuab' in Lumpen braucht zu pießen nur,
So schwanken sie, wie schwere Schiffe, nach.

Da hören sie den Ruf am Wolkenzaume
Und reden doch ihr Haupt; sie sehn sich wiegen
Die freien Brüder dort im Himmelraume,
Und die gefangnen möchten plötzlich liegen.
Sie reden zwecklos ihre matten Schwingen,
Hochangetragen tübles sie vereint
Bei jenem Ruf zum herzen dringen
Etwas von Freiheit, wo man fröhlich schweift
Im weiten Raum, bis zu ferne Küsten.
Und auf dem Schmerfeld reuwen sie wie toll,
Und nach den wilden Brüdern, die sie grüßten,
Schallt lang noch ihr Gelächter, verzweiflungsvoll.

Guy de Maupassant.

* Das: Guy de Maupassant, "Serie". So deutsche Bearbeitung von Max Hartmann. Berlin: Salomon-Zeffen, 1892. Nachdruck von E. Gessner.

Wie's dem Seppl erganga is. Alle Jahr um dieselbe Zeit klopft der Seppl in den Häusern des Dorfes an. Zwischen Stechweih und Weihnachten giebt's für ihn immer etwas zu thun. Hier ist ein irrender Topf geprungen, dort hat die Bratpfanne einen argen Miß gesiegt. Da kommt der Topfsläder Seppl mit dem großen Käuzel, in dem er sein Handwerkzeug führt, gerade recht.

Zu der Küche hat er seine Werkstatt aufgeschlagen. Sein Meisterzettel ist der Haarkloß. Käuzel, Hammer, Zange, Schraubenzieher und Draht liegen neben ihm in bader Unordnung auf dem Boden. Der Stock mit der großen Eisenzunge und dem mächtigen Knopf ist an den Herd gelehnt. Bei der Arbeit wird es dem Alten warm. Da hat er seinen Stock ausgezogen. Der Topf mit dem „großen Sprung“ ruht auf seinem Schoß. Mit der linken Hand hält er den Draht, der sich zum Nagel um den Topf herum spannen soll. Die Rechte hat die Drahtzange gesiegt.

Der Seppl arbeitet gut, aber wenn ein kleiner Planisch dabei sein kann, arbeitet er noch lieber. Und wo der Seppl sitzt, da sitzen auch immer ein paar frische Dirndl, die seine Schnurrteile gern anhören. Auch jetzt sind sie da. Mit gespreizten Armen, vorn übergebeugt, lacht die Eine. Sie weiß nicht recht: soll sie's glauben, was der Alte ihnen da vorzuhauen, oder nicht. Neben ihr die Allere mit dem ernsten Gesicht hat sich längst ein Urtheil über den Seppl gebildet. Allzu günstig ist es nicht. Ihrer kleinen Nachbarin freilich ist noch Alles, was der Topfsläder erzählt, eitel Wahrheit. Der Schein aber auf dem Stuhl, zunächst dem Alten, lacht dem Lügenpfeifer, wenn er münter gar zu dick aufträgt, hell in's Gesicht. Doch der nimmt das nicht übel. Ihm ist's um die Gesellschaft zu thun und auch um die Kundschafft. Da lacht er halt selbst mit, wenn er's mal nicht genau auszumachen kennt, was erlebt und was erlogen ist.

Nebenlichkeiten im Pflanzenreiche. Manche Pflanzen haben in ihrer Gestalt oder in der Form einzelner Organe eine sehr große Ähnlichkeit mit anderen Pflanzen oder auch mit Thieren. Man hat daher geglaubt, daß auch bei ihnen Mimicry vorkomme. So könnten die Blätter der Tambusel, die den Brennnesselblättern sehr ähnlich sind, vielleicht von dieser Eigenschaft einen Vortheil haben, indem sie von dem Beidevich aus Furcht vor den Brennhaaren verschont werden. Friedrich Habermann hält in seinem Buche „Über Ähnlichkeiten im Pflanzenreiche“ (Leipzig 1902) diese und ähnliche Erscheinungen mehr für zufällig, er möchte nur überall Hypothesen warnen und führt eine Menge Ähnlichkeiten an, die sicher für die Pflanzen keinen Vortheil besitzen. Verschiedene Orchideen haben Blätter, die einer Biene oder einer Fliege gleichen. Aber welchen Nutzen sollten diese Pflanzen von

einer solchen Nachahmung haben? Auch ist die Nehnlichkeit nie so stark, daß die Blüthen nicht doch als solche zu erkennen wären. Eine andere Pflanze, Renanthera moschifera, hat Blumenthöpfe, die aussehen wie ein Schlangenkopf. Die Früchte mancher Pflanzen haben große Ähnlichkeit mit Insektenlarven. Dadurch sollen insektenfressende Thiere, wie man angenommen hat, dazu verleitet werden, diese Früchte zu verbreiten. Es ist aber doch nicht gut denkbar, daß sich dadurch irgend ein Thier täuschen läßt und eine vegetabilische Nahrung für eine animalische ansieht. Die männlichen Blüthenknäckchen, die von dem Walnussbaum abgesunken, am Boden liegen, gleichen recht auffallend den Raupen des kleinen Nachtpfauenanges. Diese leben nun zwar von den Blättern des Walnussbaumes, allerdings auch von denen anderer Pflanzen. Aber eine Verwechslung der Blüthenknäckchen mit den Thieren ist schon deshalb ganz ausgeschlossen, weil die Raupen erst zu einer Zeit auf dem Baume auftreten, wo die Blüthenstände längst abgesunken sind. Also können die Thiere doch kaum einen Schutz infolge dieser Ähnlichkeit genießen. Zufällig ist die Ähnlichkeit auch, die zwischen einem Delbaumgewächs, Osmanthus ilicifolius, und der zu einer ganz anderen Familie gehörigen Stechpalme besteht. Die Ähnlichkeit ist hier so groß, daß die Pflanzen kaum von einander zu unterscheiden sind. Aber daran, daß eine die andere nachahme, ist trotzdem garnicht zu denken. Beide haben nämlich ganz verschiedene Verbreitungsbezirke, und von Mimicry kann natürlich nur da die Rede sein, wo die nachahmende und die nachgeahmte Art denselben Wohnplatz innehaben. Bei getrennten Standorten ist aber natürlich keine Verwechslung der beiden Arten möglich. Eher wäre an eine Nachahmung bei den Pflanzen zu denken, die einen Nasgeruch aussenden und auch in ihrer Form zugleich faulenden organischen Stoffen gleichen. Dadurch könnten Insekten angelockt werden, indem ihnen vorgetäuscht wird, daß sie hier faulende Substanzen finden. Wenn sie sich dann auf den Blüthen dieser Atemgewächse und Stapelien, die den Nasgeruch besitzen, niederlassen, so müssen sie unwillkürlich die Bestäubung verhindern. Diese Nachahmung würde aber zu den im Pflanzenreiche sehr verbreiteten Mitteln gehören, die Insekten anzulocken. Zu diesem Falle könnte man schon eher an eine Mimicry im Pflanzenreiche glauben. —

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Hierzu eine Anzeigen-Seite.